In der Tiefe des Meeres.

Vom Kraken.

Von Prof. Dr. R. Hesse.

Wer auf dem Fischmarkt in Triest, Venedig oder Neapel die schleimigen, weichlichen Leiber der Polypi sieht, mit ihren schlaff hingestreckten Armen, formlose Massen, beschmutzt mit dem braunen Inhalt ihres Tintenbeutels, der versteht freilich nicht, wie der nordische Name Kraak, der ein gewaltiges Seeungeheuer bezeichnet, auf sie übertragen werden konnte. Wer aber das lebende Tier im Wasser beobachten kann, etwa in dem berühmten Aquarium der zoologischen Station in Neapel, der staunt über die Geschmeidigkeit und Eleganz seiner Haltung, die Mannigfaltigkeit und Kraft seiner Bewegungen, die nervöse Lebhaftigkeit und Erregbarkeit, die sich in dem wechselnden Farbenspiel der Haut widerspiegelt, über die Wucht seines Ansturms auf die Beute; der wird inne, daß er hier einen Gewaltigen unter den Meerestieren vor sich hat, einen Sprossen aus einem Herrschergeschlecht, das einst in ganz andrer Vielgestaltigkeit als jetzt in ungezählten Scharen die Meere der Vorzeit bevölkerte und ihrer Bewohner Schrecken war.

Der Krake (Octopus vulgaris) ist ein Bewohner der felsigen und sandigen Ufergürtel des Meeres bis zu einer Tiefe von 100 Metern und darüber. Er bewegt sich kriechend mit Hilfe der acht saugnapfbewehrten Arme selbst an senkrechten oder überhängenden Felsen, vermag auf ebenem Boden auch auf den Spitzen der eingebogenen Arme wie auf Beinen zu laufen, und schwimmt in eigentümlicher Weise, indem er das Atemwasser aus seinem Mantelraum durch den röhrenförmigen „Trichter" mit großer Kraft entleert, wobei er durch den Rückstoß rückwärts gestoßen wird und die gestreckten Arme nachzieht. Der Laie, der den ruhig am Boden sitzenden Kraken betrachtet, wird versucht sein, die Hauptmasse des Körpers für einen gewaltigen Kopf anzusehen, an dessen Grunde die Augen sitzen, und dem die acht Arme wie eine Art Füße ansitzen; aber jener vermeintliche Kopf ist der Eingeweidesack, und die Rosette der Arme sitzt am Kopf rings um den Mund.

Der Krake ist ein Tier von vorwiegend nächtlicher Lebensweise. Bei Tage sitzt er lauernd am Grunde zwischen Steinen versteckt, die er oft selbst zu einer Art Nest zusammengeschleppt hat, dem Auge seiner Beute verborgen durch die wunderbare Farbenanpassung seiner Haut. Diese, durch zahlreiche kleine Erhebungen rauh erscheinend wie der Fels ringsum, enthält nahe der Oberfläche reichliche Mengen von verschiedenen Farbzellen, sogenannten Chromatophoren, die durch einen eigenen Apparat strahlenförmig ansetzender Muskelchen unter Abflachung ausgedehnt und durch die Elastizität ihrer bläschenförmigen Wandung wieder zusammengezogen werden können. Im mikroskopischen Bild würde die Haut dicht, gröber oder feiner getupft erscheinen, je nach dem Zustand der Chromatophoren; das unbewaffnete Auge empfindet das als Verdunkelung und Aufhellung der Hautfarbe unter gleichzeitigem Auftreten verschiedener Töne und Mischungen. Die Chromatophorenbewegung und damit der Farbenwechsel steht unter der Herrschaft des Nervensystems und wird durch die verschiedensten Eindrücke beeinflußt. Im allgemeinen sind es die Augen, deren Reizung bestimmend auf das Farbenspiel einwirkt und die genaue Anpassung der Hautfarbe an die Färbung der Umgebung vermittelt. Aber auch Vorgänge im Zentralnervensystem, dem hier hoch entwickelten „Gehirn", finden ihren Ausdruck in den Veränderungen der Hautfarbe. Schon beim ruhenden Tier sieht man fortwährend leichte Farbschatten über die Haut huschen, dunkle Punkte größer werden oder schwinden; wenn sich aber eine Beute nähert oder sich gar ein unwillkommener Nebenbuhler heranwagt, dann laufen in schneller Folge Farbwellen über den Körper, und es tritt wohl selbst eine völlige Verdunkelung der Haut ein.

Die Kraken sind gefräßige Räuber. Ihre gewöhnliche Beute sind Krebse, besonders Krabben und Fische, die sie lauernd herankommen lassen, um sich dann mit wuchtiger Angriffsbewegung auf sie zu stürzen. Mit den saugnapfbewehrten Armen erfaßt der Krake die Beute und drückt sie gegen den Mund; aber er tötet sie nicht etwa durch einen kräftigen Biß mit seinem starken Hornschnabel, sondern er spritzt in die Kiemenöffnung der Krabbe unter drei oder vier zuckenden Bewegungen seines Eingeweidesacks das giftige Sekret seiner unteren Speicheldrüsen hinein, worauf das Beutetier in kurzer Zeit unter Krampferscheinungen stirbt. Jagt man einem Kraken seine Beute gleich nach dem Fange ab, so findet man die Krabbe unverletzt, aber mit zitternden Bewegungen der Beine. Die Bewegungen werden schnell schwächer und verlöschen mit dem Leben. Man kann experimentell eine Krabbe durch Einspritzen des Drüsensekretes in gleicher Weise töten. Es mag zuweilen zu heftigen Kämpfen mit der Beute kommen; denn der Tintenfisch schreckt auch vor wehrhaften Gegnern nicht zurück. Im Neapler Aquarium wurde zu drei Kraken, die mit zwei Hummern im gleichen Becken zusammenlebten, ein dritter mächtiger Hummer gesetzt. Der Neuankömmling wurde alsbald von einem der Kraken angegriffen, mit den Armen umklammert und festgeschnürt; im Knäuel rollten sie am Boden, den Kies aufwirbelnd. Dem Hummer gelang es, mit den gewaltigen Zangen, mit denen er am Tage vorher den harten Schädel einer Schildkröte in einem andern Becken völlig zerdrückt hatte, einen Arm des Kraken an der Wurzel zu packen. Vom Schmerz gepeinigt, ließ der Kopffüßler die Beute los und schwamm durch das Becken, den Hummer nachziehend; denn der Arm wurde nicht abgebissen, wie Kautschuk hielt das derbe Gewebe den gewaltigen Druck aus. Schließlich gab der Hummer, mehrfach bei dem Herumschwimmen seines Gegners gegen die Felsen der Wand geschleudert, den Arm frei. Der Kampf war aber nur für Stunden vorüber, und als schließlich der Hummer noch Verlust einer Schere im Nachbarbecken untergebracht war, fand der feindliche Krake den Weg über die trennende Wand, griff seinen Gegner von neuem an und riß ihn nach kurzem Kampfe mitten auseinander. Wie dieser Kampf für den Mut des Kraken spricht, so läßt die Verfolgung des nicht mehr gesehenen Feindes auf ungewöhnlichen Scharfsinn schließen.

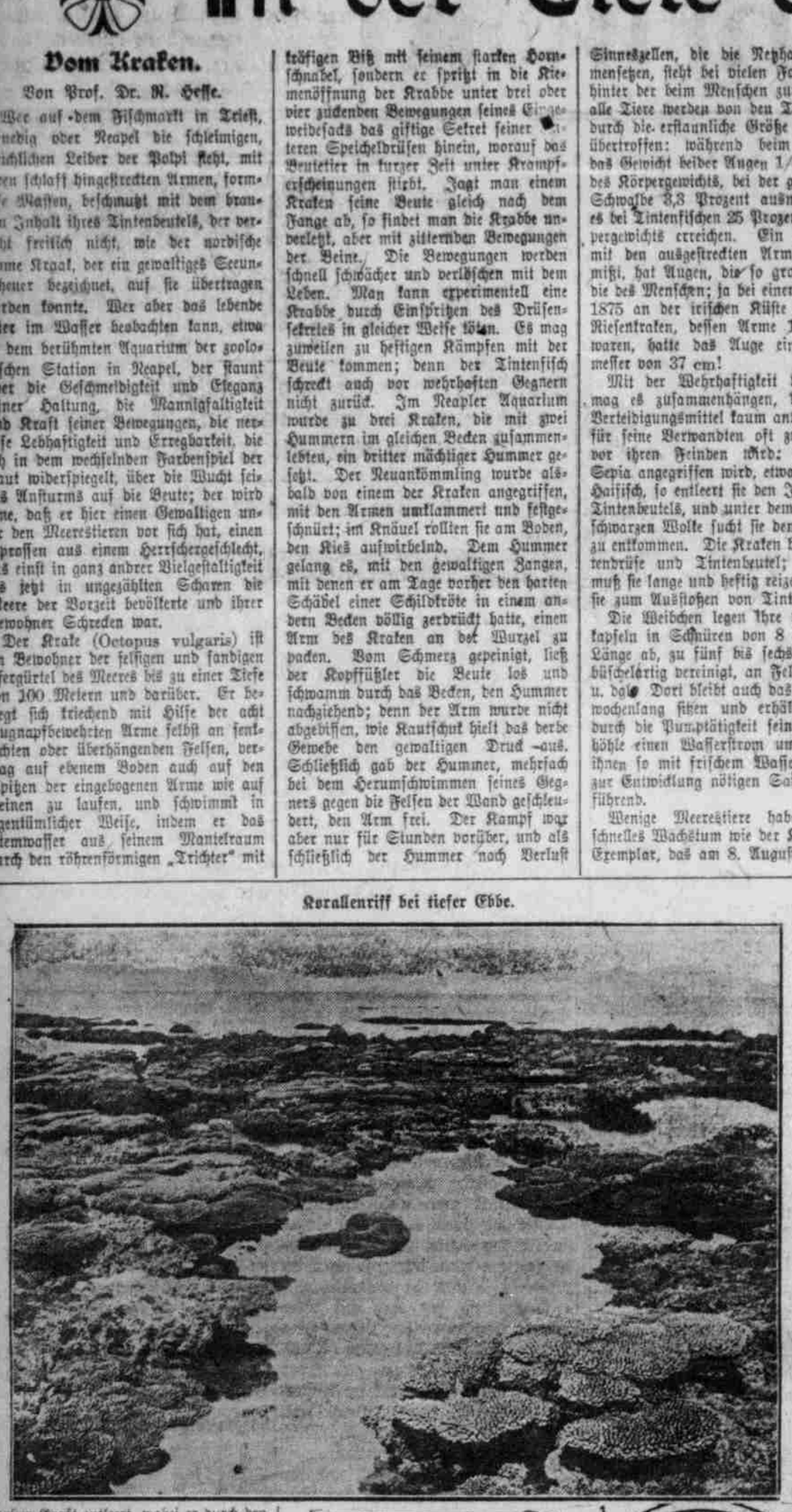
Die bedeutende Begabung, die sich mit der gewaltigen Angriffslust paart, zeigt sich auch in der Art, wie sich der Krake einer Muschel bemächtigt. Durch ihre Schalen nach allen Seiten geschützt, öffnet die Muschel ihre Klappen nur wenig, um sie bei der geringsten Störung sofort zu schließen; den Zug der Schließmuskeln aber vermag auch die Kraft des Kraken kaum zu brechen. Nun berichtet schon Plinius, daß die Kraken lauern, bis die Muscheln ihre Schalen öffnen, um dann vorsichtig einen Stein zwischen diese zu schieben und das Tier nun ohne Gefahr herauszufressen. Aber man würde das dem alten Märchenerzähler wohl nicht glauben, wenn nicht Miß Power 1857 in ihrem Aquarium in Messina diese Angabe durch Beobachtung in vollem Umfange hätte bestätigen können. Wer da weiß, wie überaus selten der Gebrauch fremder Gegenstände als Werkzeuge bei Tieren gefunden wird, der wird diese Leistung gebührend würdigen! Andrerseits aber setzt das Abmessen der Entfernung und das richtige Treffen des Schalenspaltes eine ganz außerordentliche Sehschärfe voraus.

Und in der Tat sind die Augen der Kraken und ihrer Verwandten höher entwickelt als bei irgendeinem andern wirbellosen Tier. In der ganzen Einrichtung den Augen der Wirbeltiere ähnlich, sind sie wie diese auf verschieden entfernte Objekte einstellbar. Die Zahl der Sinneszellen, die die Netzhaut zusammensetzen, steht bei vielen Formen nicht hinter der beim Menschen zurück. Aber alle Tiere werden von den Tintenfischen durch die erstaunliche Größe der Augen übertroffen: während beim Menschen das Gewicht beider Augen 1/40 Prozent des Körpergewichts, bei der großäugigen Schwalbe 2,3 Prozent ausmacht, kann es bei Tintenfischen 25 Prozent des Körpergewichts erreichen. Ein Krake, der mit den ausgestreckten Armen 65 cm mißt, hat Augen, die so groß sind wie die des Menschen; ja bei einem im Jahre 1875 an der irischen Küste gefangenen Riesenkraken, dessen Arme 10 m lang waren, hatte das Auge einen Durchmesser von 37 cm!

Mit der Wehrhaftigkeit des Kraken mag es zusammenhängen, daß er ein Verteidigungsmittel kaum anwendet, das für seine Verwandten oft zur Rettung vor ihren Feinden wird: wenn eine Sepia angegriffen wird, etwa von einem Haifisch, so entleert sie den Inhalt ihres Tintenbeutels, und unter dem Schutz der schwarzen Wolke sucht sie dem Verfolger zu entkommen. Die Kraken besitzen Tintendrüse und Tintenbeutel; aber man muß sie lange und heftig reizen, ehe man sie zum Ausstoßen von Tinte bringt.

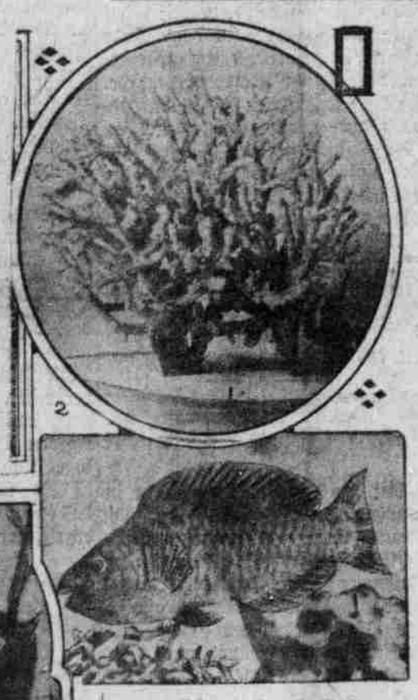
Die Weibchen legen ihre weißen Eikapseln in Schnüren von 8 bis 10 cm Länge ab, zu fünf bis sechs und mehr büschelartig vereinigt, an Felsen, Steine u. dgl. Dort bleibt auch das Muttertier wochenlang sitzen und erhält beständig durch die Pumptätigkeit seiner Mantelhöhle einen Wasserstrom um die Eier, ihnen so mit frischem Wasser auch den zur Entwicklung nötigen Sauerstoff zuführend.

Wenige Meerestiere haben ein so schnelles Wachstum wie der Krake. Ein Exemplar, das am 8. August nur 65 g wog, hatte am 6. Oktober 600 g, am 19. Dezember 1770 g erreicht. Kraken werden im allgemeinen bis zu 12 kg schwer; doch wurde in der Bucht von Nizza ein Krake von 25 kg Gewicht gefangen, der mit ausgestreckten Armen 3 m lang war. Da wird man fast geneigt, den märchenhaft anmutenden Erzählungen Glauben zu schenken, daß ein gewaltiger Krake einen Fischer mit seinen Armen umfaßt, aus dem Boote ins Wasser gezogen und erwürgt habe. — Jedenfalls wird der Krake vom Menschen eifrig verfolgt. Man fängt ihn mit Reusen, in ausgelegten enghalsigen Tongefäßen, die er als Schlupfwinkel aufsucht, und harpuniert ihn nachts bei Fackelschein. Die kleinsten Stücke gelten als leckere Speise, die großen dagegen sind zäh und trocken; so zahlt man denn auch auf dem Neapler Fischmarkt für kleine Polpi bis zu 250 g 4 Lire für das Kilo, große hingegen gelten nur eine Lira.



Korallenriff bei tiefer Ebbe.

Taucher im Kampf mit einem Kraken.



Oben: Korallenstock.
Unten: Papageifisch.

Seerose.

Korallenfisch (Chaetodon).

Das Tierleben der Korallenriffe.

Von Dr. E. Bade.

Für die Gestaltung unserer Erdrinde sind die Riffkorallen von einer weit größeren Bedeutung, als der Laie ahnt. Wie schon durch die stille Tätigkeit ferner kleinen Tiere in früheren Erdepochen ganze Gebirge aufgebaut, weite Landstrecken dem gierigen Meere abgerungen wurden, so bauen und bilden auch noch heute diese kleinen Lebewesen immer weiter, erzeugen meilenlange Bänke und Riffe, umgürten mit einem Kranz von Kalk die Inseln und felsigen Küsten der tropischen und subtropischen Meere und widerstehen trotz ihrer Winzigkeit den Einwirkungen von Ebbe und Flut und dem Ansturm der Brandungswellen, die donnernd und zu Schaum zerschlagen über sie hinwegbrausen.

Bei Ebbe liegen diese Korallenriffe teilweise trocken, nur in mehr oder weniger breiten und tiefen Rinnsalen flutet das Wasser leise ab oder steigt gurgelnd an, wenn es sich in den Höhlungen des Riffes fängt und die Luft aus ihnen austreibt. Trockenen Fußes kann man auf den Riffen weit in das Meer hinauswandern. Solide und fest haben die kleinen Korallentierchen alles gebaut, ein Einbrechen in die überbauten Hohlräume braucht man bei etwas Vorsicht nicht zu befürchten. Aber angenehm ist ein solcher Spaziergang nicht. Hart und scharf, spitz und schneidend ist der Korallenkalk, gerade Flächen gibt es nicht, alles ist rauh, kleine Löcher von Kopfgröße werden von größeren abgelöst, das ganze Riff gleicht einem ins Riesige vergrößerten Badeschwamm, der versteinert ist. Die licht silbergraue, bald mehr gelbliche Farbe des Korallenkalkes wird stellenweise von der bunten Algenvegetation unterbrochen, die in rot, violett, braun oder grün sich zeigt. Flach liegen die Algen dem Riffe auf. Wo der Fuß auf die niederen Kalkalgen tritt, deren Körper durch Kalkeinlagerung hart und steif geworden ist, zerbrechen die dichtstehenden Gewächse mit lautem Knacken und Knistern, und dazu kommt das unterirdische Gurgeln und Glucksen des in die Hohlräume eindringenden Wassers.

Vom Tierleben sieht man bei einer solchen Riffwanderung zur Zeit der Ebbe nicht viel. Hier und dort sind in den größeren Löchern beim Rücktritt des Meeres einige Fische zurückgeblieben, die sich blitzschnell zwischen den Algen verstecken; Krabben, die sich auf das Trockene begeben haben, suchen schleunigst das Wasser wieder auf; nur die Schnecken in allen Größen lassen sich nicht stören, sie warten geduldig auf die Wiederkehr der Flut.

Zur Flutzeit, wenn das Riff mit Wasser bedeckt ist, kein Wind die See aufrührt, wenn sie, einem Spiegel gleich, in träumerischer Ruhe daliegt und die tropische Sonne das kristallklare Wasser mit unsagbarem Glanze erfüllt, dann ist die ganze Oberfläche des Riffes mit Tausenden von Blumensternen bedeckt. Blüte sitzt an Blüte, und berückend ist die Farbenpracht.

Die blumenartigen Korallentierchen, die ihre Tentakeln weit hervorstrecken, weteifern mit den Blumenbeeten der Gärten. Auf den verzweigten, baum- oder strauchartigen Kalkskeletten sitzen sie; die großen bunten Blumenkelche am Boden sind gleichfalls Korallen, und auch das bunte Moos, das die Zwischenräume der größeren Stücke ausfüllt, wird von Millionen winziger Korallentierchen gebildet.

In diesen wunderbaren Korallengärten, wo jedes Tier zur farbenprächtigen Blume wird, da sollte man glauben, hätte auch der ewige Friede seine Stätte aufgeschlagen. Doch auch hier trügt der Schein. Die große Fülle des Lebendigen, die hier in der warmen Tropensee sich zu üppiger Lebensfrohheit entwickelt, fällt beständig der Vernichtung, dem Untergange anheim, um durch den Tod die Existenz einer bevorzugten Minderzahl zu ermöglichen. Ueberall zwischen den Korallenstöcken lauert der Schrecken, verbirgt sich die Gefahr, bricht plötzlich das Verderben, der Tod hervor. Was Jahre brauchte zum Entstehen und Werden, im Augenblick ist es vernichtet.

Einen Begriff von der Vielseitigkeit des Tierlebens in den Korallenparken kann man sich kaum machen. Scharen farbenfroher, metallglänzender Fische von den sonderbarsten Formen gleiten durch das klare Wasser, bunten Faltern vergleichbar, die über Blumenbeete schweben. Korallenfische nennt man sie, ohne indessen mit diesem Namen etwas anderes zu sagen, als daß sie in ihrer Lebensweise der buntfarbigen Tierwelt der Korallenriffe angepaßt sind und bei Gefahr in den Ritzen und Spalten der Riffe Schutz suchen. Grellfarbige Streifensysteme, krasse Farben in ganz eigenartiger Zusammenstellung und Hand in Hand gehend mit diesen eine unglaubliche Farbenanpassungsfähigkeit an die Umgebung sind die äußerlichen Gemeinsamkeiten dieser Fische, die sonst keine Verwandtschaft miteinander besitzen. Schien ihr Körper vor kurzer Zeit noch wie von innerem Feuer zu glühen, so sind sie plötzlich ganz farblos und gleichen dem grauen Kalksande, den die rastlose Welle in die Fugen des Riffes wirft, um die Zwischenräume der einzelnen Korallenstöcke auszufüllen. Die wenigsten dieser Korallenfische leben von den Korallen selbst; diejenigen aber, denen die Korallenpolypen zur Nahrung dienen, wie z. B. die Papageifische (Sparisoma) usw., besitzen äußerst kräftige Beißwerkzeuge. Ein noch stärkeres Gebiß ist den Balistesarten eigen. Ihre Kiefer sind mit acht starken, schneideförmigen und schräg abgestutzten Zähnen bewaffnet, durch die sie ohne große Arbeit ganze Stöcke von Korallen abbrechen und zermalmen.

Absonderliche Krabben und Krebse klettern zwischen den Verästelungen der Korallen, ganze Schwärme der zierlichen, durchsichtigen Garneelen ziehen vorüber, bunte Seesterne, Seeigel und Seegurken lagern auf den Korallen oder den von diesen übersponnenen Felsen; Röhrenwürmer haben ihre Kalkröhren zwischen den Verzweigungen der Korallenstöcke eingebaut und lassen ihre buntfarbigen Kiemenbüschel weit aus ihren Kalkröhren hervortreten. Ueberall breiten die Fleischkorallenpolypen, die Aktinien oder Seeanemonen, ihre Tentakeln aus und verwandeln so die nackten Felsen in blumige Beete. Und in der Tat, die zarten, farbenprächtigen Geschöpfe mit ihren zahlreichen Fangarmen, welche die Mundöffnung umstellen, gleichen lebenden Blumen; mit Namen der Kinder Floras benennt, sie auch das Volk, wenn es bei ihnen von „Seerosen", „Seenelken", „Seeanemonen" spricht. Und über all diesem reichen, vielseitigen Leben schweben die durchsichtigen Glocken der Medusen rhythmisch im klaren, stillen Wasser.

Korallenriffe werden nur von Steinkorallen aufgebaut, die ein steinhartes Kalkskelett besitzen. Sie leben nie einzeln und bilden durch Knospung Stöcke der verschiedensten Form und Größe; aber alle Tiere eines Stockes bleiben durch Nahrungskanäle miteinander verbunden, sodaß die von einem Tiere aufgenommene Nahrung allen zugute kommt. Das von den Einzeltieren ausgeschiedene Kalkskelett macht den größten Teil des Korallenstockes aus; das Einzeltier ist nur winzig.

Alle riffbildenden Korallen bedürfen zu ihrem Leben viel Licht, und ihre Bauten schreiten nur in der Richtung vor, wo die stärkste Beleuchtung herrscht. Nur ganz wenige Arten bevorzugen den Schatten. In zweiter Linie kommt bei der Ausbildung der Stöcke die Zufuhr von Nahrung und Sauerstoff in Betracht, und daher gedeihen die Tiere dort am besten, wo die stärkste Brandung den Außenrand der Kolonie trifft. Hier in der Brandungszone führen ihnen die Meereswellen ständig Nahrung und viel Sauerstoff zu. Unzähliges kleines Getier reißen die Wellen hier mit sich, und alle die zahlreichen Korallentiere strecken begierig ihre Fangarme aus, um das, was die Welle ihnen zuführt, auch festzuhalten. Kleine Krebstierchen, Larvenformen von diesen und von Seesternen, Seeigeln, Würmern usw., junge, kaum dem Ei entschlüpfte Fischchen, verwesende kleine Fischteile, alles das ist ihnen willkommen und wird verzehrt.

Ihres großen Lichtbedürfnisses wegen können Riffkorallen nur in verhältnismäßig flachem Wasser gedeihen. Bei 50 m liegt im Durchschnitt die Tiefengrenze ihres Fortkommens, und nur an der Außenseite des Riffes finden sie sich lebend, und hier auch nur ist die Zone, wo sich das Tierleben der Korallenriffe abspielt. Was hinter dem Außenrand der Riffe liegt, ist toter Korallenkalk, auf dem, wenn er ständig über Wasser liegt, sich die Kokospalme ansiedelt, kleine Wälder bildend, oder den die Meertraube (Uva maritima) in Strauchform überwuchert.

Gewaltsame Todesarten der Romanows.

Es gibt kaum ein zweites Fürstenhaus in der Geschichte, das so vom Fluch verfolgt gewesen ist, wie die durch die Revolution depossedierte russische Dynastie. Sind doch von den sieben Zaren aus dem Hause Romanow-Holstein-Gottorp nicht weniger als vier durch Mord aus dem Leben geschieden, und auch denjenigen Reussenherrschern, die im Bette gestorben sind, ist so oft nach dem Leben getrachtet worden, daß ihr natürlicher Tod schon beinahe eine glückliche Fügung des Schicksals für sie bedeutete. Gleich der erste der Zaren aus dem Hause Holstein-Gottorp, Peter III. Feodorowitsch, der Enkel Peters des Großen entsprossen aus der Ehe seiner Tochter Anna Petrowna mit dem Herzog Karl Friedrich von Holstein, starb eines gewaltsamen Todes. Mit Peter II. war das Haus Romanow im Mannesstamm ausgestorben, und die Kaiserin Elisabeth, Peter Feodorowitschs Tante, ernannte ihn zum Thronfolger. 34 Jahre alt, gelangte er nach Elisabeths Tode unter dem Namen Peter III. am 5. Januar 1762 auf den Zarenthron. Aber nur wenige Monate dauerte seine Regentenherrlichkeit. Seine Mißachtung des russischen Volkstums, seine Vorliebe für deutsches Wesen und sein Bündnis mit dem von ihm bewunderten Friedrich dem Großen, führten zu einer Empörung, an deren Spitze seine eigene Gemahlin Katharine trat. Um den in seiner Beschränktheit und Trunksucht von ihr verachteten Gemahl vom Throne zu stürzen, zog Katharina am 7. Juli 1762 an der Spitze der Gardetruppen gegen das Lustschloß Oranienbaum, wo Peter sich aufhielt. Er wurde gefangen genommen, erst nach Peterhof, dann auf das Landgut Ropscha gebracht und hier am 17. Juli 1762 von Orlof und seinen Mitverschworenen erdrosselt. Aus seiner Ehe mit Katharina, die nunmehr den Thron bestieg, ging Zar Paul I. hervor, der alle schlechten Eigenschaften seines Vaters geerbt hatte, und der auch das gleiche Ende nahm, wie Peter III. Sein mißtrauischer Despotismus machte ihn schon bald nach seiner im Jahre 1796 erfolgten Thronbesteigung verhaßt, und es kam zu einer Verschwörung unter der Führung des Grafen Pahlen, an der u. a. der General Bennigsen teilnahm. In der Nacht zum 23. März 1801 schritten die Verschworenen zur Tat, drangen in den Michaelowschen Palast ein und überraschten den Kaiser in seinem Schlafzimmer. Die Verschwörer hatten sich erst bei einem Gelage Mut angetrunken, und da der Kaiser ihnen Widerstand entgegensetzte, so fielen sie über ihn her, und Bennigsen erdrosselte den Zaren mit seiner Schärpe. Unvergessen ist der heutigen Generation noch das Bombardement, dem am 13. März 1881 Kaiser Alexander II. in Petersburg zum Opfer fiel. Sein Sohn Alexander III. starb zwar an einem Nierenleiden, aber den Grund dazu legte ein furchtbarer Stoß ins Kreuz, den der bärenstarke Zar bei der Eisenbahnkatastrophe von Borki im Jahre 1888 davongetragen hatte. Nun ist auch sein bereits entthronter Sohn, Nikolaus II. aus der Welt geschafft worden.

Aus dem alten Zarenreich.

Viel Ungeheuerliches ist uns schon von den Treiben im alten Zarenreich bekannt, noch viel wird man erst erfahren, ist nur einigermaßen Ordnung geschaffen. Höchstes Interesse gewährten die in den Achtzigerjahren bei Duncker u. Humblot, Leipzig, erschienenen Beiträge zur neuesten russischen Geschichte. Da liest man beispielsweise in den Aufzeichnungen des Gendarmerieobersten Sgotow über die Niederwerfung einer Bauernrebellion unter anderm: . . . . Es hatten sich inzwischen wichtige Dinge begeben. In dem Simbwolkischen Kreise war ein Bauernaufstand ausgebrochen, der sich wie ein Lauffeuer fortgesetzt hatte und an dem wohl achttausend Menschen teilnahmen. Der Oberst begab sich mit dem Gouverneur in der Karwoche nach dem Schauplatz dieser Tumulte. In dieser Woche trinkt kein rechtgläubiger Russe Branntwein und wenn der Aufstand ohne Blutvergießen bewältigt werden sollte, so mußte dies während der Dauer dieses Ausnahmezustandes allgemeiner Nüchternheit geschehen. Die Gendarmen hatten herausgebracht, daß der Haupträdelsführer Fedka heiße und daß dieser die Aeltesten aufgestiftet habe. Frühmorgens versammelten sich die Aeltesten vor der Wohnung des Gouverneurs; als nun dieser vor die Tür trat, Fedka zu ergreifen und zu knuten befahl, erhob sich ein allgemeines Geschrei und der Gouverneur versteckte sich. Sgotow übernahm das Kommando und sandte Eilboten aus, die eine Abteilung Soldaten und zwölf Gendarmen brachten. Am anderen Morgen wurden diese Menschen bewaffnet vor der Kirche aufgestellt, wo eine dichte Menge sich gesammelt hatte. Sgotow hielt folgende Anrede: Kinder, ihr wißt, daß ich dem Gesetz gemäß auf euch schießen lassen muß. Ich bin aber — hier wurde der Hut abgenommen und ein Kreuz geschlagen — ein Rechtgläubiger wie ihr. Würde ein Unschuldiger von einer Kugel getroffen, so würde mich Gott zur strengen Rechenschaft ziehen. Ihr müßt mir daher selbst dazu behilflich sein, Irrtümer zu vermeiden. Ich werde jeden Einzelnen fragen, ob er gehorchen will; die Folgen hat er sich selbst zuzuschreiben.

Die ersten Dreizehn, an welche Sgotow sich wandte, ob sie dem Zaren, als dem Stellvertreter Gottes gehorchen wollten, antworteten mit einem lauten „Nein". Sie wurden von den Gendarmen gepackt und gebunden, dann entkleidet und mit Ruten gestrichen, bis sie bewußtlos und anscheinend tot zu Boden fielen. Der Vierzehnte erklärte sich unterwerfen zu wollen; des Exempels wegen ließ Sgotow aber auch ihn dreihundert Streiche aufzählen und sodann den Körper des Daliegenden in Eisen legen. Die übrigen beugten sich und kamen mit je dreihundert Streichen davon. Dann hielt Sgotow eine weitere Rede, in welcher er die Leute aufforderte, die Gnade des Gouverneurs zu erbitten; dieser werde entscheiden, ob sie frei bleiben oder ins Gefängnis müßten. Tief gerührt dankten die eingeschüchterten Burschen dem hohen Beamten, der sie hatte prügeln lassen, für seine Güte und sie baten ihn für ihren künftigen Gehorsam gutzustehen. Und um ihren loyalen Willen zu bekunden, übernahmen die Aeltesten die Belästigung des zu ihrer Bezähmung requirierten Militärs; man setzte diesem auch ein vortreffliches Mahl vor. Der Gouverneur war entzückt ob des Erfolges und begnügte sich, Fedka eine Woche einzustecken.

Vergessene Dramatiker.

Wie rasch die Theatermaschine arbeitet, die ein heute erfolgreiches Drama nach kurzer Zeit schon in den Orkus hinabbefördert, zeigt ein kurzer Rückblick auf die einstigen vielgespielten, heute völlig vergessenen Dramen unserer Vorfahren. Natürlich wird das Tempo, in dem ein Zugstück sich abspielt, immer rascher. Während Iffland und Kotzebue zwei bis drei Generationen zwischen Lachen und Weinen in Atem hielten, gehört es jetzt schon zu den Seltenheiten, wenn ein Stück, das freilich viel stärker ausgenutzt wird als früher, überhaupt eine Spielzeit überdauert. Man braucht nur daran zu denken, wie wenige Schauspiele selbst von unseren erfolgreichsten Dramatikern sich auch nur ein Jahrzehnt hindurch auf der Bühne behaupten konnten. Wer kennt heute noch, um in frühere Zeiten zurückzublicken, die Dramen einer Frau von Weißenthurm, der ehemals hochberühmten Wiener Burgschauspielerin, die in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts allenthalben mit großem Erfolg zur Aufführung gelangten? Auch einem andern weiblichen Dramatiker, der Birch-Pfeiffer, ist es nicht viel besser gegangen. Sie wird heute höchstens noch auf Vorstadtbühnen gespielt, und ihre Tochter Wilhelmine von Hillern, die Verfasserin der „Geier-Wally", gehört, als Dramatikerin wenigstens, gleichfalls zu den Vergessenen. Ebenso sind die einst gepriesenen Dramen eines Collin und Cumberland, dessen „Westindier" zur Goethezeit eines der meistgespielten Schauspiele war, heute höchstens noch dem Theaterhistoriker bekannt. Wer weiß ferner etwas von dem Berliner Schriftsteller Karl Herklots, der als Bearbeiter einst großes Ansehen genoß? Ebenso ist Raupach, über den Heine seinen bissigen Spott ergoß, mit der unabsehbaren Reihe seiner Hohenstaufendramen längst von der Bühne verschwunden.

Auch von den Dramatikern der Hebbelzeit haben sich nur noch kärglich Reste erhalten. Mosenthals „Deborah" wird noch manchmal gespielt. Von Gutzkow sieht man nur noch den „Uriel Acosta", nicht zuletzt wegen der Bombenrolle, die das Drama aufweist. Von Brachvogels Schauspielen hat sich „Narziß" aus demselben Grund erhalten. Wohin sind Laubes „Monaldeschi", „Graf Essex", „Böse Zungen" geraten? Nur hier und da tauchen noch seine „Karlsschüler" auf. Am schlimmsten vielleicht hat aber die Zeit den Römertragödien und Lustspielen der siebziger Jahre mitgespielt. Die Aenderung des Geschmacks hat hier nahezu alles weggefegt. Auch Mitlebende sind von diesem Wechsel der Zeit stark betroffen worden. Die Prognose, die man aus solchen kritischen Betrachtungen für die heutigen Dramatiker stellen darf, ist nichts weniger als günstig, denn ein Strindberg, Ibsen, Sudermann, Wilde entsprechen doch ohne Zweifel einem geistlich sehr begrenzten Geschmack, und eine neue Theatermode wird sicher „andere Vögel und andere Lieder" begehren.

Man soll sich nicht ärgern, daß der Rosenstrauch Dornen trägt, sondern freuen, daß der Dornenstrauch Rosen trägt.